

Gieri la Tscheppa aus dem Bündnerischen Schamsertal und seine Märchen

Autor(en): **Bundi, Gian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **33 (1934)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113130>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gieri la Tscheppa aus dem Bündnerischen Schamsertal und seine Märchen

von Gian Bundi, Bern.

Mit den Märchen geht es wie mit so vielen Volksliedern. Sie sind da, aber Niemand weiss, wer sie ersonnen hat. Sogar die Namen derjenigen, die sie erzählt haben, sind nicht immer überliefert. Doch gibt es auch Ausnahmen. So weiss ich, nach wessen Erzählung ich die Engadiner Märchen notiert habe, die ich vor vielen Jahren habe erscheinen lassen. Das war meine Tante Frau Anna Cavegn-Giovanoli, eine Meisterin der Erzählkunst. Wenn sie erzählte, so lauschten wir Kinder mit offenem Mund und offenen Ohren, denn sie hatte die Gabe, Alles so lebhaft vor uns zu stellen, als trage es sich gerade zu. Wer weiss, ob nicht aus ihr eine bedeutende dramatische Darstellerin geworden wäre, wenn sie in anderer Umgebung aufgewachsen wäre. Sie selbst hatte den Schatz von Märchen, über den sie in jüngeren Jahren verfügte, von der Botenfrau und Näherin Anna Engel in Bevers, die im Hause meiner Grossmutter „auf die Stör“ kam, zur grossen Freude der Kinder, die dann auch aus den Nachbarhäusern herströmten. Diese Nann' Engel habe über hundert Märchen erzählt, ohne sich je zu irren oder von einem ins andere zu verwirren. Sie war eine brave Jungfer, die die Kinder liebte, und bis in ihr Alter hinein mit einem Handkarren von Bevers nach Samaden auf Kommissionen ging oder in den Häusern Näharbeiten verrichtete. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man sie nicht nur wegen der Arbeit rief, sondern auch wegen der schönen Märchen, um die die Kinder wohl gebettelt haben mögen. So haben wir hier am Ende einen Fall, da das Märchenerzählen sogar zu einer Quelle des Verdienstes geworden ist. Ähnlich wie Nann' Engel sind wohl auch die Frauen gewesen, denen die Brüder Grimm Märchen abgelauscht haben.

Es gibt in der rätoromanischen Märchen-Literatur aber noch einen zweiten Fall, da man weiss, wer Märchen erzählt hat. Man weiss es allerdings erst seit etwa fünf Jahren. Und in diesem Falle ist es nicht eine Frau, sondern ein Mann. Im Jahrgang 1929 der Annalas (Band 43), die die rätoromanische Gesellschaft von Graubünden alljährlich erscheinen

lässt, haben Tumasch Dolf und Stefan Loringett, zwei um die Volkskunde hochverdiente Männer, eine sehr wertvolle Sammlung volkstümlicher Überlieferungen aus dem Schamser Tal veröffentlicht. Es sind Mitteilungen über alte Bräuche, Sprichwörter, Volkslieder (erfreulicher Weise mit den Melodien), Sagen und Märchen.

Der Mann, der Stefan Loringett diese Märchen erzählt hat, war ein alter Bauer mit dem Namen Gieri Grischott; wie das aber bei Leuten dieses Schlages oft vorkommt, nannte ihn Niemand bei seinem wirklichen Geschlechtsnamen. Er hiess in aller Munde **Gieri la Tscheppa**, weil er fast sein ganzes Leben in einem Berghaus mit dem Namen „La Tscheppa“ verbracht hatte. Sein Bürgerort war Ferrera, am Eingang ins Averstal gelegen. „Gieri la Tscheppa“, so erzählt Loringett in der Einleitung zu den Märchen, „war nicht einer von denen, die viel Platz in ihrem Leben auf dieser Welt beanspruchen. Wenig bekannt in seinem Heimattal, in den letzten Jahren seines Lebens im eigenen Dorf und von seinen eigenen Dorfgenossen fast vergessen, hat er ein Leben voll mühsamer Arbeit gelebt. Die Welt um ihn war klein und eng und hat ihm nichts geboten als Arbeit, Mühe und Sorge ohne Ende. Aber der gute Gieri hatte in sich noch eine andere Welt, die Welt der Phantasie und der Fülle schöner Volks-Überlieferung.“

Wie das meist der Fall ist, wusste er nicht, was er an diesem Schatze besass, und so war er aufs höchste erstaunt, als Loringett vor just zwanzig Jahren zu ihm hinaufstieg und ihn bat, ihm eine Geschichte zu erzählen. Zuerst wollte er nicht recht herausrücken und Loringett machte eine Erfahrung, die wohl jeder Sammler alter Volkstradition hinter sich hat: Gieri fürchtete, der Frager wolle sich über ihn lustig machen. Er fasste erst Vertrauen, als Loringett ihm erklärte, der Doktor Caspar Decurtins, der beim katholischen Bündervolk bekanntlich in hohem Ansehen stand, veranstalte eine Sammlung von alten romanischen Volks-Überlieferungen; er wolle sie aufzeichnen, damit sie nicht verloren gingen. Jedesmal wenn der Märchensammler wieder zu ihm kam, fragte er nach dem „Doktor in der Surselva“, und auch dieser selbst hatte grosses Interesse an dem „guten Alten von Ferrera“ und schickte ihm auch etwa eine kleine Spende.

Unser Märchensammler hat sogar das Vertrauen des Gieri la Tscheppa in dem Mass gewonnen, dass dieser ihm

seine Lebensgeschichte erzählte. Glücklicherweise hat Loringett sie schriftlich fixiert und als Einleitung zu den Märchen abgedruckt. Nebenbei bemerkt: es ist auch für einen Rätomanen nicht ganz leicht, alle Einzelheiten zu verstehen, denn, so viel mir bekannt, ist das Schamser Romanisch hier zum ersten Male in einer umfassenden Publikation verwendet worden. Es gehört in die Gruppe des Sursilvanischen, hat aber sehr viel eigene Wendungen und eigene Wörter. So kann man auch sprachlich die Arbeit der beiden unermüdeten Forscher nicht hoch genug einschätzen.

Kehren wir zum Leben des Gieri la Tscheppa zurück. „Ich bin geboren am 12. Mai 1836, so steht es auf dem Geburtsschein der Gemeinde. Sonst wüsste ich es nicht und die Meinen auch nicht“, beginnt er seine Geschichte. Dann erzählt er, wie er viermal in Lebensgefahr gewesen sei, zuerst wäre er am Tage der Geburt fast verblutet, weil die Nabelschnur nicht richtig unterbunden war; das zweitemal kam er in Gefahr, als ein Haus, in dem er mit anderen Kindern spielte, von einer Lawine weggestossen wurde, wobei die Kinder wie durch ein Wunder gerettet wurden. In den Jahren 1842/43 habe eine böse Seuche unter der Jugend seines Dorfes aufgeräumt. Auch ihn habe sie befallen und er habe damals nicht geglaubt, davonzukommen — es sei aber schliesslich doch gut ausgegangen. Endlich habe er sich einmal beim Holzspalten eine schlimme Wunde beigebracht. Um das strömende Blut zu stillen, habe sein Pate es besprochen, vor Angst aber habe er die Worte vergessen und ein grosses Buch zu Hilfe genommen, in dem sie standen. Ein kluges Mädchen, dessen Namen er nicht erfahren habe, habe dann eine gewisse Pflanze genommen, die er nicht nennt, sie in lauwarmen Wein getaucht und damit die Wunde ausgewaschen. Vierzehn Tage später habe er wieder mit dem Vieh auf die Weide können. Sein Dorf Ferrera habe er nur zweimal zum Militärdienst verlassen. Einmal sei er dabei ins Wallis gekommen, und das wenige Deutsch, das er könne, habe er beim Militär gelernt. Mit 25 Jahren hat Gieri geheiratet, er hat 10 Kinder gehabt, von denen noch vier lebten, als er dem Märchensammler davon berichtete. Einer war in Kalifornien. „Früher hat er mir immer etwas zu Neujahr geschickt, aber seit dem Kriege nicht mehr. Es ist jetzt eben schwer etwas schicken, es könnte ja verloren gehen.“

Den Schluss seines Berichtes möchte ich wörtlich geben, wie ihn Loringett aufgezeichnet hat:

„Und jetzt bin ich darauf gefasst, dass unser Herrgott mich bald abberufe. Er sollte es aber so machen wie mit dem Schächer. Der war zur Rechten des Herrn Jesus Christus gekreuzigt worden, ein anderer zu seiner Linken — ihre Namen weiss ich nicht. Dann hat der zur Linken gesagt: „Wenn du der Sohn Gottes bist, so hilf dir und hilf auch uns.“ Der andere Schächer hat erwidert: „Fürchtest du Gott nicht? Wir beide haben verdient, was wir erdulden, aber der zwischen uns stirbt unschuldig.“ Und nach einer Weile: „Herr, denke an mich, wenn du im heiligen Paradiese bist.“ Die Antwort war: „Heute noch wirst du in meinem heiligen Paradiese sein.“ Und wie Christus es gesagt hat, ist es auch geschehen. So steht es in der heiligen Schrift.

Ich hoffe nun mit ganzer Sehnsucht, dass auch mir dieses Wort zuteil wird. Und jetzt bin ich immer noch nicht tot, und stürbe doch so gern.“

Als Gieri diesen Wunsch aussprach war er schon 80 Jahre alt. Seitdem wird er ihm sicher erfüllt worden sein.

Nachdem die Leser der einfachen Persönlichkeit dieses wackeren Alten, so hoffe ich wenigstens, nahe gekommen sind, wird es sie gewiss auch Wunder nehmen, wie die Märchen aussehen, die er erzählt hat und die der Sammler genau so aufgezeichnet hat, wie sie gegeben wurden. Dafür wird ihm jeder dankbar sein, der zwischen Echt und Unecht zu unterscheiden vermag. Wie oft kommt es vor, dass sich die Märchen in der Wiedergabe verändern, weil der Aufzeichnende — noch häufiger die Aufzeichnende — meint, sie müsse sie schöner machen.

Ich denke dabei vor allem an die poetisierende Schilderung von Natur und Menschen, die man so gerne als echt märchenhaft anspricht. Beim Volksmärchen ist sie immer fehl am Ort. Märchenerzähler wie Gieri la Tscheppa benutzen dieses Kunstmittel der Novelle oder des Romans nie, sie halten sich an die Tatsachen. Und so soll es auch der tun, der nachschreibt oder aus dem Gedächtnis aufzeichnet.

Es ist kein Zweifel, dass der Alte von Ferrera in seinem langen Leben viel mehr Märchen erzählt hat, als Loringett veröffentlicht. Es sind ihrer nur zehn mit folgenden Titeln: 1. Jakob und Josef. 2. Von dem, der ungern arbeitete. 3. Eine Frau als General. 4. Die Geschichte von der Laterne. 5. Vom

Prinzen Ludwig. 6. Der goldene Ring. 7. Die vom Waldbruder. 8. Der Sohn, der drei Nächte am Grabe des Vaters wacht. 9. Die beiden Brüder, die als Kaufleute in die Welt zogen. 10. Vom Vater, der seine Tochter heiraten wollte.

Mancher von diesen Titeln kommt vielleicht dem Kundigen verdächtig vor, es sind aber echte Märchen bis auf eines. „Eine Frau als General“ ist eine typische Kalendergeschichte, die nicht unter den Begriff des Märchens fällt.

Ich gebe eines in deutscher Übertragung, von den anderen nur in knapper Zusammendrängung die Motive.

Der goldene Ring.

Es war einmal ein armer Jüngling, und sein Vater hatte auch nichts. Da hat er sich auf den Weg gemacht in fremde Länder. Auf der Reise ist er zu einer kleinen Hütte gekommen, vor der ein alter Mann stand. Der hat ihn gefragt, wohin er gehe. Er hat geantwortet, er wolle gehen sein täglich Brot zu verdienen. Da hat der Alte gesagt, wenn er zuverlässig und treu sei, könne er bei ihm bleiben. Der Jüngling war damit einverstanden und ist beim Alten geblieben. Eines Tages hat der Alte gesagt, er müsse für einige Tage verreisen und hat dem Jüngling die Hütte übergeben. Bevor er fort ist, hat er einen Schlüssel auf den Tisch in der oberen Stube gelegt, um den Jüngling auf eine Probe zu stellen und hat ihm gesagt, er solle ja nicht versuchen, von dem Schlüssel Gebrauch zu machen. Dann ist er fort gegangen. Der Jüngling hat zuerst seine Arbeit verrichtet wie gewöhnlich; als es Abend wurde, ist er in die obere Stube gegangen, wo der Schlüssel lag. Da hat er über dem Tisch in der Wand ein Loch bemerkt. Er hat den Schlüssel ins Loch gesteckt, ihn gedreht und da hat sich eine kleine Tür geöffnet. Sie gehörte zu einem Wandschrank, in dem ein grosses Buch lag. Der Jüngling hat darin gelesen und gelernt, wie man sich in eine andere Gestalt verwandeln könne. Dann hat er das Buch wieder in den Schrank gelegt und den Schlüssel auf den Tisch.

Als der Alte wieder zurückgekommen ist, hat er den Schlüssel genau dort gefunden, wo er ihn hingelegt hatte, und hat geglaubt, der Jüngling habe seinem Befehl gehorcht. Nach einem Jahr hat dieser den Wunsch geäußert, wieder nach Hause zu gehen und der Alte hat ihn entlassen. Zu Hause hat ihn der Vater gefragt, was er in der Fremde gelernt

habe und der Jüngling hat gesagt: „Komm nur mit in die Kammer, dann will ich's dir zeigen.“ In der Kammer hat der Jüngling sich in ein Ross verwandelt und hat dem Vater gesagt, er solle mit ihm auf den Markt gehen und ihn dort verkaufen, aber er solle ja nicht vergessen, ihm vorher den Halfter abzunehmen. Der Vater ist also mit dem Ross zu Markt, und unterwegs haben sie den Alten getroffen, bei dem der Jüngling gewesen war. Der hat sofort gewusst, wer in dem Ross stecke, hat es dem Vater mitsamt dem Halfter abgekauft und ist mit ihm zur nächsten Schmiede. Da hat er den Schmied beauftragt, ihm eine eiserne Stange zum Glühen zu bringen. Die hat er dem Ross durch das Maul in den Leib stossen wollen. Dieses aber hat solange am Halfter gezerrt, bis er zerrissen ist. Sofort hat sich das Ross in einen kleinen Vogel verwandelt, der Alte aber in einen Habicht und hat ihn so verfolgt. Als das Vögelein gerade über dem Schloss des Königs hinflog, hat es sich in einen goldenen Ring verwandelt und ist der Königstochter, die im Garten sass, in den Schoss gefallen. Die ist voller Freude zum König gelaufen und hat gerufen: „Sieh, was mir unser Herrgott vom Himmel gesandt hat.“ Sie hat den Ring an den Finger gesteckt. In der Nacht aber hat sich der Ring in den Jüngling verwandelt, der dann bei ihr geblieben ist. Nach einiger Zeit wurde die Königstochter krank, und sie hat gesagt, nur der Ring könne ihr helfen. Da ist eines Tages der Alte ins Schloss gekommen und hat versichert, er werde sie heilen, wenn sie ihm den Ring gebe. Sie hat so getan, als wolle sie ihn geben, hat ihn aber — wie ihr der Jüngling geraten hatte — zu Boden fallen lassen. Sofort hat sich der Ring in ein Weizenkorn verwandelt, der Alte aber in eine Henne, die es aufpicken wollte, noch schneller ist aus dem Korn ein Hühnerhabicht geworden, der die Henne getötet hat. Jetzt war der Jüngling frei und hat die Königstochter geheiratet.

Und nun zu den anderen.

Jakob und Josef.

Ein Fischer zieht einen mächtigen Fisch ans Land. Wie er ihn töten will, fängt er an zu reden. „Wenn du mich tötest, so gib das Herz der Frau, das Weiche dem Ross, das Harte der Hündin. Alle werden Zwillinge zur Welt bringen, die nicht voneinander zu unterscheiden sind.“ Die beiden

Brüder sind Jakob und Josef. Als sie mit Ross und Hund in die Welt ziehen, gibt der Vater jedem ein Schwert und dazu eines für Beide. Das sollen sie an einem Kreuzweg in einen Stamm stossen und jedes Jahr an diese Stelle kommen. Ist das Schwert rostig, so ist dem anderen etwas Böses zugestossen. Am Kreuzweg trennen sie sich.

Josef kommt in ein Wirtshaus. Ein Mädchen warnt vor 24 Mördern, die um Mitternacht kommen werden, 12 vor, 12 nach Mitternacht. Sie brechen ein Loch aus der Tür seines Zimmers. Da aber immer nur einer hinein kann, tötet Josef mit seinem Schwert einen nach dem anderen, alle 24. Er verspricht dem Mädchen die Ehe, aber erst nach einem Jahr. Das Mädchen gibt ihm einen Stab, der Totes lebendig macht. Josef kommt in ein anderes Wirtshaus, drei Mörder, vor denen er wieder von einem Mädchen gewarnt wird, sitzen um den Tisch. Er schleudert ihnen aus einer Flasche Branntwein in die Augen und tötet sie dann, wie sie nichts mehr sehen. Auch diesem Mädchen verspricht er die Ehe. Dann kommt er in eine Stadt, in der alles mit Flor behängt ist. Dem Drachen mit den sieben Köpfen muss alle sieben Jahr ein Mädchen gegeben werden, jetzt trifft's die Königstochter. Josef schlägt mit seinem Schwert dem Drachen alle sieben Köpfe ab und wird mit der Prinzessin verlobt. Er sagt ja, aber heiraten wolle er erst in einem Jahr. Schneidet den Köpfen die Zungen aus. Ein Diener nimmt die Köpfe und behauptet, er sei der Sieger. Als nach einem Jahr Josef wieder in die Stadt kommt, soll gerade Hochzeit sein. Er weiss der Prinzessin durch seinen Hund ein Schreiben zu schicken, in dem er die wahren Tatsachen berichtet. Durch die Zungen wird der falsche Bräutigam entlarvt und Josef hält Hochzeit mit der Prinzessin. Am Hochzeitabend steht er am Fenster und sieht am Waldrand ein grosses Haus. Auf seine Frage antwortet die Prinzessin: „Wer da hinein geht, kommt nicht wieder heraus.“ Am nächsten Tag geht er aber doch hin. Bindet Ross und Hund vor dem Hause an, aus dem es tönt wie das Piepen von jungen Hühnern. Eine Alte tritt ihm entgegen: „Tritt mir nicht auf meine Hühnchen!“ Wirft ihm einen Halfter um und verwandelt ihn dadurch in ein Ross. Sein Ross und Hund versinken in die Erde.

Der andre Bruder Jakob kommt in die beiden gleichen Wirtshäuser, wo ihn die Mädchen für Josef halten und Hoc -

zeit halten wollen. „In einem Jahr“. Auch die Prinzessin begrüsst ihn freudig als ihren verlorenen Gatten. Er legt in der Nacht ein Schwert zwischen sich und sie. Geht auch ins Haus zu der Alten, fängt den Halfter auf und wirft ihn ihr um den Hals, worauf sie ein Ross wird. Er bedroht sie mit Tod und peitscht sie so lange, bis sie Josef, samt Ross und Hund frei gibt. Wie sie zum Schloss reiten, sagt Jakob, er habe die Nacht bei der Prinzessin verbracht. Josef schleudert ihn mit Ross und Hund in einen Abgrund. Als er zur Prinzessin kommt, sagt sie: „Heute hast du bessere Laune als gestern und legst nicht dein Schwert zwischen uns!“ Da merkt er, was er getan. Mit Hilfe seines Zauberstabes macht er den Bruder, Ross und Hund wieder lebendig. Alles löst sich in Minne.

Von dem, der nicht gerne arbeitete.

Ein junger Mann, der nicht gerne arbeitete, geht in die Ferne und wird Soldat. Da zeichnet er sich als guter Schütze aus. Nach vier Jahren kehrt er zurück und will Jäger werden. Er trifft im Walde auf einen vornehmen Herrn, der ihn beauftragt, einen grossen Bären zu schiessen, der sich gerade zeigt. Er tut es. Der andere: „Wenn du tust, was ich will, so sollst du ein reicher Mann werden.“ „Was ist es?“ „Sieben Jahre lang sollst du dich nicht rasieren, die Haare nicht schneiden lassen, die Kleider nicht wechseln und immer auf der Haut dieses Bären schlafen. Als Lohn kannst du dann diese Börse, die ich dir hier gebe, und die nie leer wird, behalten.“ Der Soldat stimmt zu. Auf seinen Wanderungen kommt er in ein Wirtshaus. Der Wirt klagt ihm, er habe all sein Geld ausgeliehen und bekomme es nicht zurück, so habe er nichts mehr als Schulden. Der andere gibt ihm das Geld, was er wünscht, gegen das Versprechen, ihm eine seiner Töchter zur Frau zu geben. Die beiden Ältesten weigern sich, den wüsten Mann zu heiraten, die Jüngste aber willigt aus Dankbarkeit für die Rettung des Vaters ein. Bevor er weiter geht, gibt er ihr die eine Hälfte eines goldenen Ringes, die andere behält er für sich. Er bleibt sieben Jahre fort und inzwischen verspotten die älteren Schwestern die jüngere. Als die sieben Jahre um sind, trifft er den vornehmen Herrn wieder im Wald, und der lässt ihn frei, nachdem er ihn gereinigt und in schöne Kleider gesteckt hat. So kommt er als schöner

Herr wieder ins Wirtshaus. Die beiden älteren bemühen sich nun eifrig um ihn, er aber fragt den Wirt: „Hast du nicht noch eine Tochter?“ Man ruft die jüngste, er trinkt mit ihr einen Becher Wein und lässt seinen halben Ring ins Glas fallen. Daran erkennt sie ihn. Die beiden anderen aber stürzen vor Wut mit geballten Fäusten zum Zimmer hinaus und erhängen sich auf dem Estrich. Da war aber noch ein anderer Herr als Gast im Wirtshaus, das war der Teufel. Er hat ein Fenster geöffnet und hat gerufen: „Jetzt habe ich zwei, du aber nur eine!“ Die beiden haben Hochzeit gemacht und glücklich miteinander gelebt.

Die Geschichte von der Laterne.

Es war einmal ein junger Ziegenhirt, der wohnte bei seiner Mutter. Eines Abends ist er in den Wald verlorene Ziegen zu suchen. Er ist zu einer kleinen Hütte gekommen, in der ein alter Mann wohnte. Da es schon dunkel war, hat der ihn eingeladen, über Nacht bei ihm zu bleiben. Am Morgen hat er gesagt, seine alte Laterne sei ihm in ein tiefes Felsloch gefallen, er möchte sie ihm doch heraufholen. An einem Seil hat er ihn hinunter gelassen, und als der Kleine die Laterne gefunden hatte, hat er ihn geheissen sie ans Seil zu binden, er wolle die zuerst heraufholen. Der Kleine hat Verdacht geschöpft und hat sich geweigert. Da ist der Alte fort gegangen, und er sass nun unten. Zuerst hat er lange geweint, dann hat er die Laterne genommen, und da das Glas russig war, hat er versucht das Russ wegzuwischen. Im gleichen Augenblick sind drei Geister vor ihm gestanden und haben gefragt, was er wünsche. Er wolle zur Mutter zurück. Kaum waren die Worte gesprochen, war er schon dort mitsamt der Laterne. Als der Alte merkte, dass seine Laterne weg war, hat er lange gesonnen, wie er sie wieder bekommen könne. Er hat dann neue Laternen genommen und ist ins Dorf mit dem Ruf: Wer tauscht alte Laternen gegen neue? Da hat die Mutter des Hirten die alte gegen eine neue getauscht, und der Alte hat sie mitgenommen und unter seinem Bette versteckt. Aber der Hirt findet sie dort. Als er grösser geworden, beauftragt er die Mutter zum König zu gehen und für ihn um die Königstochter zu werben. Der König lacht ihr ins Gesicht und lässt sie davon jagen. „Also dann mit Gewalt“, denkt der Hirt, reibt an der Laterne und verlangt ein ganzes Kriegs-

heer, das im Augenblick bereit steht. Da gibt ihm der König die Tochter, und er lässt von den Geistern ein schönes Schloss errichten. Dem Alten ist es aber gelungen (wie wird nicht gesagt) die Laterne wieder in die Hand zu bekommen. So ist eines Morgens das Schloss verschwunden, und die beiden sind auf dem nackten Boden gelegen. Er aber bringt die Laterne wieder an sich (wie wird nicht gesagt), lässt im Hui ein noch schöneres Schloss erstehen und erklärt dem König die ganze Sache. Der heisst ihn, zuerst einen grossen Haufen Dukaten herbeischaffen und sagt dann: „Ich will die Laterne schon so verstecken, dass Niemand sie findet.“ Er bindet sie an einen schweren Stein und versenkt sie ins Meer. Von nun an hatte das junge Paar Ruhe.

Prinz Ludwig.

Ein Vater hat zwölf Söhne. Der jüngste Ludwig zieht aus, um zwölf Jünglinge zu erlösen, die eine alte Zauberin in einem alten Schloss in Pferde verwandelt hat. Als er dort in den Stall tritt, ruft ein Schimmel: „Prinz Ludwig!“ Er macht ihn auf das aufmerksam, was seiner wartet, wenn er sie erlösen wolle. Wenn er im Bett liege, werden zwölf Schlangen kommen, die eine fast unerträgliche Kälte verursachen werden, drei Nächte lang muss er das aushalten, jedesmal ärger; in der dritten Nacht werden es sogar 24 sein.

Zwischen den Nächten reitet Ludwig auf dem Schimmel zu einem Wirtshaus, wo er ein schönes Mädchen findet, in das er sich verliebt. Nach der dritten Nacht ist der Tisch im Saal für 24 gedeckt. Der Schimmel ist ein schöner Jüngling geworden. Er sagt dem Befreier, nun könne er unter den 24 Prinzessinnen, die er ebenfalls erlöst habe, eine für sich auswählen. Der aber hat sich nicht viel daraus gemacht. Er ist wieder zum Mädchen ins Wirtshaus gegangen, das inzwischen einen Buben bekommen hatte. Dann ist er heim geritten, und das Mädchen hat ihm einen Zauber-Teppich mitgegeben: wenn man ihn ausbreite und sich etwas wünsche, werde es darauf stehen. Zu Hause hat er mit seinen elf Brüdern Streit bekommen, und die haben ihn in eine Grube geworfen, in der zwölf Löwen waren. Mit Hilfe des Teppichs hat er sie besänftigt.

Das Mädchen aber hat ihm Kunde geben lassen, er solle doch kommen und sie heiraten. An seinerstatt ist aber immer

einer von den Brüdern zu ihr gegangen. Sie hat den Buben jedesmal gefragt: „Ist das dein Vater?“ und der hat jedesmal gesagt: „Nein“. Zuletzt ist sie zornig geworden und hat gerufen: „Wenn ihr mir nicht wenigstens seine Knochen bringt, so lasse ich hier alles in Feuer und Flamme aufgehen.“ Da haben sie's mit der Angst gekriegt und haben den Bruder Ludwig samt seinen Löwen aus der Grube gezogen, die Löwen sind ihm gefolgt wie artige Hündlein. Er ist zu dem Mädchen gegangen und sobald ihn der Knabe gesehen, hat er gerufen: „Das ist mein Vater!“ Da haben sie Hochzeit gehalten, und der Knabe hat mit den Löwen spielen dürfen.

Die vom Waldbruder.

Ein Ehepaar hat lange keine Kinder, am Ende bringt die Frau einen Bären zur Welt. In der Nacht von 11 bis 12 hat er menschliche Gestalt. Die Prinzessin nimmt das Tier zu sich ins Schlafzimmer und erfreut sich an dem schönen jungen Manne, der von 11 bis 12 daraus wird. In einer Nacht bemerkt er, dass irgendwer hört, wie sie zusammen sprechen. Da muss er fort. Gerät in das Haus einer Zauberin im Wald. Die Königstochter geht hinterher und verdingt sich als Magd, nachdem sie die Ratschläge eines alten Mannes entgegen genommen. Sie werde auf einer Brücke einem Drachen begegnen, sie solle ihm das Stück Rinde, das er ihr gibt und auf dem er Zeichen eingeritzt hat, zuwerfen. Lache er, so kann sie weiter gehen, lache er nicht, so soll sie zurückkehren, denn er würde sie zerreißen. Der Drache lacht und mit seiner Hilfe gelingt es ihr, den Bären zu entzaubern. Sie machen Hochzeit.

Vom Sohn, der am Grabe des Vaters wacht.

Ein Vater hat drei Söhne, zwei sind „sperti cerlis“ (gescheite Kerle), der dritte ein Dummkopf, der meist im Stall beim Vieh lebt. Bevor er stirbt, ordnet der Vater an, jeder müsse eine Nacht an seinem Grabe wachen. Der Dummkopf wacht für die anderen beiden und für sich. Um zwölf erscheint der Vater und gibt ihm jede Nacht einen Halfter, jedesmal einen schöneren. Wenn er sie in die Hand nehme, werde ein Ross kommen, und er werde ein schöner junger Mann. Der König erlässt eine Ausschreibung: Wer zu Ross bis zum Balkon hinaufsprengen und der Königstochter, die dort stehe, einen Kuss geben könne, werde sein Schwiegersohn werden. Der Dummkopf nimmt den Halfter, erhält sein Ross und

löst die Aufgabe, während die anderen beiden beim Sprung immer wieder zurückfallen. Der Dummkopf aber reitet heim, ohne der Königstochter nachzufragen. Zweite Probe, um den Sieger zu finden: die Königstochter muss ihm ein Stück vom Ohr abbeißen. Der Dummkopf löst die Aufgabe wieder und die Königstochter beißt ihm ein Ohrläppchen ab. Dann reitet er schleunigst wieder ab. König lässt im ganzen Lande nach dem Sieger suchen, auch bei den drei Brüdern. Dort findet man den Dummkopf und das Läppchen passt genau an sein Ohr. Er bekommt die Königstochter. Gieri hängt die Moral an: der Dummkopf ist also in Wirklichkeit der Gescheiteste.

Zwei Brüder, die als Kaufleute reisen.

Onkel und Neffe reisen nach England, um Waren einzukaufen. Der Junge sieht zu, wie einige Männer einen Toten durch die Gassen schleifen und ihn misshandeln, weil er ihnen Geld schuldig geblieben ist. Er zahlt es und lässt die Leiche begraben. Dafür braucht er alles Geld, so dass sie ohne Waren heimkehren. Beim nächsten Mal kauft er mit dem Geld zwei Mädchen, die sehr schön singen. Er verlobt sich mit der einen, der Guten von den Beiden. Bevor er wieder auf Reisen geht, sticht sie ihm eine kostbare Fahne, auf der in glänzenden Buchstaben ihr Name steht. Er soll sie, sobald sein Schiff am Schlosse ihres Vaters, eines Königs, vorüberfährt, hissen. Der Vater werde sie durch seinen „Rohrspiegel“ sofort erkennen. Er wird dort sehr ehrenvoll aufgenommen. Der König schickt ihn wieder zurück, um die Tochter zu holen. Das geschieht, aber auf der Rückfahrt ist auf dem Schiff ein Offizier, der in die schöne Prinzessin verliebt ist. Als der Bräutigam am Rande des Schiffes seine Notdurft verrichtet, wirft er ihn von hinten ins Meer. Ein gewaltiger Fisch schluckt ihn und bringt ihn in eine wilde Wüste. Da hört er rufen: „Michel!“ Ein Fuchs kommt und sagt, er wolle ihm schon helfen. Er solle sich nur auf seinen Rücken setzen. Vorher machen sie einen Preis aus. Er galoppiert mit ihm fort, bis sie vor dem Schloss des Königs sind. Am nächsten Tag soll die Braut Hochzeit halten mit dem falschen Offizier. Er verdingt sich zum Holz tragen in die Küche. Die Prinzessin, die in die Küche kommt, erkennt ihn an einem Mal, geht zum Vater und ruft: „Vater, mein Michel ist da!“ Michel hat dann dem Vater alles erzählt, und der ist

am Hochzeitstag zu den Gästen gegangen und hat gefragt: „Was verdient derjenige, der einen andern von einem Schiff ins Meer stürzt?“ Der falsche Bräutigam sagt: „Er verdient von vier Pferden zerrissen zu werden.“ Der König antwortet: „Du hast Dir selbst das Urteil gesprochen.“ Es wird vollstreckt, und die Prinzessin heiratet den Michel. Sie bekommen dann einen Knaben, und eines Tages klopft es beim Michel an die Tür. Er ruft: herein — der Fuchs kommt ins Zimmer. Sie hatten damals in der Wüste ausgemacht, der Michel müsse dem Fuchs zur Belohnung die Hälfte von dem geben, was er in einem Jahr an Zuwachs zum Vermögen hätte. Der Michel holte einen Haufen Dukaten, der Fuchs zeigt aber auf den Buben und sagt: „Das ist auch Zuwachs.“ Michel ist bereit das Kind mit dem Schwerte zu zerteilen, da sagt der Fuchs: „Tu es nicht, ich bin der Tote, den du in England einmal gerettet hast. Ich verlange keine Teilung, denn jetzt kann ich ruhig im Grabe ruhen.“ Und mit einem „Pietgott“ ist er zum Zimmer hinaus.

Vom Vater, der seine Tochter heiraten wollte.

Kurz vor dem Sterben sagt die Frau zum Mann: willst du dich wieder verheiraten, so nimm die, der mein Ehering passt. Das ist die Tochter. Sie weigert sich aber. Als er immer weiter in sie dringt, verlangt sie ein Kleid, das glänzt wie die Sonne, eines wie der Mond, eines wie die Sterne. Er bringt sie. Dann verlangt sie ein Spinnrad, das von selber spinnt und einen Vogel, der sprechen kann. Auch das wird erfüllt. Da beschliesst sie zu fliehen, nimmt die schönen Kleider mit. Im Königsschloss verdingt sie sich als Magd. Man nennt sie wegen ihres schlechten Kleides: *la malgultrida* — was ungefähr dem Aschenbrödel entspricht. Als einmal grosser Ball ist, zieht sie das Kleid an, das glänzt wie die Sterne und geht zum Tanze. Der Königssohn verliebt sich in sie, sie entschlüpft, ebenso das zweite Mal, als sie das Kleid anhat, das glänzt wie der Mond. Diesmal gibt er ihr einen Ring, sie entschlüpft aber wieder. Der Prinz wird krank vor Sehnsucht, und die Mutter fragt ihn eines Tages, ob er Lust nach einem Eierkuchen hätte. Er sagt ja, das Mädchen in der Küche wirft den Ring in den Kuchenteig, und er findet ihn. Da lässt er das Mädchen zu sich kommen, es hat unter seinem schlechten Kleid das angezogen, das glänzt wie die Sonne. Er erkennt sie und sie machen Hochzeit.